

## PORTRAIT

*Marion Kiechle ist Deutschlands erste Professorin für Gynäkologie*

# Frauen sind bessere Chirurgen

ANDREA LEIBER

Nur selten wirkt sie etwas müde. Ihr Arbeitstag beginnt pünktlich um halb acht und endet zehn, zwölf, vierzehn Stunden später. Locker betritt sie den großen Raum im zweiten Stock, um gleich darauf souverän den Vorsitz zu übernehmen. Deutlich mehr Ärztinnen als Ärzte haben um einen langen Tisch herum Platz genommen. Ein paar Plastikstühle verbreiten Kaffeeduft, Konzentration ist angesagt. Marion Brigitta Kiechle, 43, ist die erste Frau mit einem Lehrstuhl für Gynäkologie in Deutschland, und sie ist Direktorin der Frauenklinik der Technischen Universität München. Seit dem Ende ihres Studiums widmet sie sich der Erforschung und der Therapie von Krebserkrankungen der Frau.

Während der Frühkonferenz wird bekannt, ob bei einer Patientin in der Nacht zuvor Komplikationen auftraten, welche Notfälle aufgenommen werden mussten. Fünfzehn Minuten nach Konferenzbeginn sieht man Marion Kiechle bereits mit raschem Schritt und ihrem Mitarbeiterstab, zu dem auch eine Psychologin gehört, bei der Visite. Brustamputationen, die Entfernung kleinerer Tumore und komplizierte Unterleibsoperationen sind das Feld, auf dem sie chirurgisch tätig ist. Nun, am frühen Vormittag, untersucht sie die Patientinnen, die in den Tagen zuvor auf ihrem Operationstisch lagen, kontrolliert frische Narben, erläutert die nächsten Therapieschritte. Etliche der Privatpatientinnen kommen aus dem Ausland; besonders in den arabischen Ländern hat es sich herumgesprochen, dass in München ein Spezialistinnenteam für Frauenheilkunde unter weiblicher Führung zur Verfügung stehe. „Unser Quotenmann!“, stellt sie den Assistenzarzt mit einem Augenzwinkern vor. Der kontert mit fröhlichem Grinsen, eine Patientin beginnt, selbstvergessen und hellauf zu lachen. Kiechles Ruf als Chirurgin und als Wissenschaftlerin ist hervorragend, und wer einen Arbeitsplatz in ihrem Team findet, fühlt sich ein Stück weit privilegiert.

Sofort nach der Visite wechselt sie in den OP. Eine letzte, sorgfältige Sichtung der Befunde, eine kurze Beratung mit der Oberärztin, dann tritt mit dem Griff zum Skalpell die Realität der Umgebung zurück. Dies ist, wie Marion Kiechle es nennt, „ein heiliger Zeitpunkt. Ich liebe es, zu operieren. Mein Tagesablauf verläuft weitgehend fremdbestimmt, aber hier würde niemand wagen, mich zu stören.“ Nun zählt vor allem ihr handwerkliches Können. In Fällen, in denen üblicherweise zwei, drei Schnitte an der Brust gemacht und entsprechend viele Narben hinterlassen werden, bemüht sich Marion Kiechle seit einiger Zeit, mit einem einzigen Schnitt auszukommen. Sie kann als Frau nachempfinden, was es für ihre Patientinnen bedeutet, an so sensiblen Zonen wie der Brust oder den Fortpflanzungsorganen operiert zu werden. Deshalb leistet ihre Klinik auf diesem Gebiet Pionierarbeit und entwickelt die gynäkologische OP-Technik weiter.

Kein Wissenschaftszweig wurde in Deutschland so lange von Männern beherrscht wie ausgerechnet die Gynäkologie. Marion Kiechles Berufung vor drei Jahren eskalierte denn auch zu einem Politikum. Einige Mitglieder der Berufungskommission standen ihr ablehnend gegenüber, aber der Hochschulpräsident und der Wissenschaftsminister unterstützten ihre Bewerbung. Wenn sie heute davon berichtet, äußert sie sich zurückhaltend. Anstatt Widerstände persönlich zu nehmen, verlässt sie sich auf ihre außergewöhnliche berufliche Energie, ihre Kompetenz und ihre Führungsqualität. Und sie ist dankbar: „Mein Doktorvater in Freiburg machte keine Unterschiede zwischen seinen männlichen und seinen weiblichen Studierenden. Das ist in der Gynäkologie leider noch immer eine Ausnahme. Weil ich während meines Studiums viel leistete, erfuhr ich von ihm viel Förderung.“

Eine Klassenkameradin aus Gymnasialzeiten regiert das Vorzimmer und sorgt für ein entspanntes direktes Arbeitsumfeld. Überhaupt läuft der straff organisierte Klinikalltag scheinbar leichthändig: Ärztinnen und Ärzte begegnen den Patienten auf den Gängen mit viel Zuwendung. Selbst in kleinen Pausen werden Patientenbelange besprochen, trifft man Personal beim Austausch von fachlichen Informationen. Nur mit dem überdurchschnittlichen Engagement aller Mitarbeiter ist Forschung auf hohem Niveau über den klinischen Bedarf hinaus möglich. Innerhalb kurzer Zeit baute Marion Kiechle das wissenschaftliche Profil der Klinik, das bereits vor ihrem Amtsantritt anerkannt war, weiter aus. Derzeit arbeiten mehrere Teams an der Definition von Genen, die bei der Krebsentstehung und bei der Verbesserung von Therapiemöglichkeiten eine Rolle spielen könnten. Ehrgeiz liegt in der Luft. Doch forscht man hier nicht nur für den eigenen Ruhm. Die Klinik bemüht sich – auch das ist ein relativ innovativer Ansatz in der deutschen Forschungslandschaft – im Sinne einer Umstrukturierung des wissenschaftlichen Austauschs um Vernetzung mit internationalen Forscherteams in Holland, Kanada und in den USA.

In die Wiege gelegt wurde Marion Kiechle die wissenschaftliche Laufbahn nicht. Sie stammt aus einem kleinen Ort im Schwarzwald. Ihre Beziehung zur Familie ist heute noch eng. Sie ist die älteste Tochter einer Hausfrau und eines Schreiners, dem es nach dem Weltkrieg nicht möglich war, die erträumte Architektenlaufbahn einzuschlagen. Zwei Brüder wurden nach ihr geboren. „Da habe ich gelernt, mich durchzusetzen“, sagt sie so überzeugend, dass man sich das Gerangel im Kinderzimmer plastisch vorstellen kann.

Zwischen dem Erledigen von Telefonaten entspannt sich Marion Kiechle für ein paar Minuten bei einem großen Glas Mineralwasser. Beide Eltern, so berichtet sie, hätten ihren Kindern Selbstvertrauen mitgegeben. „Gerade meine Mutter hat mich darin bestärkt, Ziele zu verfolgen. Sieh mich an, meinte sie, das ist nichts, so wie ich immer zu Hause zu sitzen.“ Die Tochter, schon als Kind „wissbegierig wie ein Schwamm!“, entwickelte eine konsequente Karriereplanung, die keine Grenzen kannte, und ein breites, für frühere Frauengenerationen kaum vorstellbares Selbstverständnis. Von einem Trachtenmodenhersteller wurde sie kürzlich am Rednerpult eines Kongresses als Fotomodell entdeckt. Nicht alle Kollegen reagierten mit Verständnis, als bekannt wurde, dass sie für das

Fotoshooting nach Marokko fliegen würde. „Aber ich provoziere nun mal gern!“ sagt sie, und ihre Augen funkeln kampfeslustig. „Es hat mich als Frau gereizt, besonders schöne Fotos von mir zu erhalten. Außerdem hatte ich auf der Reise abends endlich Zeit, einige Bücher zu lesen.“ Das Honorar stellte sie der Initiative zur Früherkennung von Brustkrebs zur Verfügung.

Marion Kiechle sagt, was sie denkt, und sie erwartet, dass ihr Gegenüber bereit ist umzudenken. Weil sie oft die besseren Argumente, einen beinahen Willen und noch dazu einen hohen Sympathiefaktor besitzt, fällt ihr die Überzeugungsarbeit leicht. Ihre Neugier und das Interesse, ihrerseits dazu zu lernen, schützen sie vor Despotismus. Und immer wieder fällt ein typischer Kiechle-Satz, donnernd, weil er an ein Tabu rührt, und gleichzeitig so einfach, dass man sich fragt, wieso man selbst das nicht schon immer wusste: „Frauen sind nach meiner Erfahrung bessere Chirurgen.“ Die Erklärung kommt, bei Nachfrage, sofort hinterher: „Mädchen werden viel früher in feinmotorischen Tätigkeiten ausgebildet als Jungen.“ In ihren Vorlesungen bemüht sie sich, den Studierenden mehr als nur Fachliches auf den Weg zu geben, ihnen auch die Augen für größere Zusammenhänge zu öffnen. Immer wieder scheint ein ganzheitlicher Ansatz durch, wenn sie zum Beispiel beim Zeigen von Dias im Hörsaal nicht nur die Symptome und das Krankheitsbild referiert, sondern selbstverständlich bei jedem Fall in Kürze die individuelle Geschichte der betroffenen Frau hinzufügt.

Seit 2001 ist sie Vorsitzende der Bioethik-Kommission der Bayerischen Staatsregierung, inzwischen ist sie auch stellvertretende Vorsitzende der Zentralen Ethikkommission für Stammzellforschung der Bundesregierung. Der bayerische Ministerpräsident fragte Marion Kiechle, ob sie bereit sei, den Vorsitz des unabhängigen Expertengremiums zu übernehmen. Sie sagte zu und nutzt ihre Positionen nun, um in vielen Gesprächen für ihren Standpunkt zu werben. Dieser ist pragmatisch: „Ich bin weder Theologin noch Philosophin. Ich traue mir nicht zu, zu entscheiden, wann menschliches Leben beginnt, und spreche deshalb ausschließlich aus der Sicht der Medizinerin.“ Sie befürwortet die Stammzellenforschung, weil sie darin eine Chance für zukünftige Heilmethoden, für die Abwendung konkreten Leids sieht. Dass sie damit in Widerspruch zu anderen Gruppierungen der Gesellschaft gerät, akzeptiert sie als Etappe eines notwendigen Prozesses demokratischer Meinungsbildung.

Die Verwaltung der Klinik ist seit den Einsparungen im Gesundheitswesen zu einer Mammutaufgabe angewachsen. Da die Krankenkassen an jede Klinik nur noch einen festgesetzten Satz für eine festgelegte Anzahl von Patienten pro Jahr bezahlen, muss die Klinik bei jedem zusätzlichen Fall Auswege finden, wie die teilweise extrem teuren Behandlungen bezahlt werden können. Eine Chemotherapie kostet bis zu 2000 Euro pro Tagesdosis. Mit aufwändigen Umwegen und zusätzlicher unbezahlter Arbeitsleistung der ärztlichen Mitarbeiter gelingt es an der Münchner Frauenklinik der TU momentan, die medizinische Versorgung der Patienten auf dem bisherigen Standard zu halten, doch ist bereits ein Fall bekannt geworden, in dem eine andere Klinik einem Krebspatienten die kostspielige Chemotherapie verweigerte, weil sie über keine Finanzmittel mehr verfügte. Dass diese Klinik damit gesetzeswidrig handelte, weil jeder Patient das gegenüber seinem Arzt einklagbare Recht auf optimale Versorgung hat, macht die Situation nicht leichter, sondern reicht die Verantwortung von den Krankenkassen nur an die Krankenhäuser weiter. Marion Kiechle und ihre Mitarbeiter befürchten längerfristig ein Absinken der Qualität der Gesundheitsversorgung der Bevölkerung.

Angesichts so vieler Herausforderungen ist man beinahe erleichtert zu erfahren, dass sie ab und zu auch noch Zeit für ihr Privatleben hat. Sie spielt Schlagzeug in einer Ärzteband mit ehemaligen Studienkollegen, die meisten davon verteilt über ganz Deutschland und in Spitzenjobs wie sie. Man trifft sich ein paar Mal im Jahr. Sie joggt. Mit ihrer Mutter verbrachte sie gerade einen relaxten Sonntag zuhause. Sie freut sich auf die Taufe ihrer kleinen Nichte in einigen Wochen. Sie könnte sich durchaus vorstellen, selbst Mutter zu sein, wenn ihr auch nicht ganz klar ist, wann. So führt sie das Leben einer Frau zwischen Ausnahmekarriere und einem Rest bodenständigen Alltags. Auch das macht sie ziemlich überzeugend.

(Copyright: Andrea Leiber, 2004)